

Auftakt

Andrea Saemann Was ist mir durch den Kopf geschossen, als mich die Kunstschaaffenden am Telefon gefragt haben, wieso denn eine Veranstaltung ausgerechnet in Gottlieben geplant würde? Vielleicht dieses:

Gottlieben habe mit einem Schloss begonnen. So ein Schloss ist nicht wirklich eine schweizerische Sache. Von einem Bischof erbaut, der lieber aus Konstanz verschwinden will als sich dort den aufständischen Bürgerlichen zu stellen. Meinte er, mit dem Bau einer Brücke und der Einrichtung eines Zollhauses in Gottlieben seine Finanzen wieder in den Griff zu bekommen?

Der Bischof habe gerne Fisch gegessen und deshalb dafür gesorgt, dass die Gottlieber Fischereirechte erhielten, aber keine Ländereien. Damit die Fischer nicht auf einmal Bauern würden. Deshalb habe er die Gemeinde künstlich klein gehalten und den Fischfang gross. Später wurde ihnen – aus Mitleid? – das Marktrecht gewährt und eine gute Schiffsanlegestelle eingerichtet, wo Waren und Menschen an Land gingen. Plötzlich richteten sie Lagerhäuser ein für Salz aus Österreich, für Stoffe aus der Ostschweiz, und trieben Handel. Waren von überall her, für überall hin. So wie noch Grossmutter Hummel die Möbel für das Hotel Hecht lieber in Frankreich besorgte als nebenan.

Mathilde van Zuylen, geborene Ammann, sei frisch verheiratet gewesen, als sie nach wenigen Monaten ihren Mann verlor und steinreich zurück in ihre Heimat zog. Ins Haus Hecht. Aber ihre Familie war schon vorher darum besorgt gewesen, ihrer Tochter eine gute Bildung zu ermöglichen und hatte sogar veranlasst, dass sie Kunstunterricht erhielt, zu einer Zeit, als die Kunstakademien von malenden Frauen nichts wissen wollten. Aber Mathilde habe gerne Hosen getragen und tolle Zigarren geraucht, sei Fahrrad gefahren und habe ein offenes Haus gehabt. Sie

signierte das Doppelportrait ihrer Nichten: «Helene und Gertrud Ammann gepinx't von der Tante». Sie habe Humor gehabt.

Und dann die Geschichte, dass die Frau des Gemeindeammanns nicht Geld verdienen durfte. Weil es damals ein Gesetz gab, welches Staatsangestellten nicht erlaubte, dass ihre Ehefrauen dazuverdienen, und sei es auch nur mit einem Waffeleisen. Deshalb habe sie das Waffeleisen ihrer Nachbarin anvertraut und diese habe die Hüppenbäckerei eröffnet und rausgefunden, dass Hüppen einfach leckerer schmecken mit einer Crème drin. Doch heute heisst die Firma nur noch Gottlieber Spezialitäten AG, als wolle sie sich mit dem Wort «Gottlieben» eher verbinden als mit dem Wort «Hüppen».

Im zweiten Weltkrieg habe es einzelne gegeben, die mit Booten schnell und heimlich Menschen über den Grenzfluss gerudert hätten. Es sei wohl auch organisiert gewesen. Es ging drum, schneller als die deutschen Wachboote zu sein und auch leiser. Und wenn ich heute zum anderen Ufer blicke und es wie in Varanasi ist, wo man über den Ganges ins Nichts rüber guckt, dann weiss ich nicht, wie man damals durch dieses Ried dort gehen konnte, um sich dann ins Wasser gleiten zu lassen, und dabei noch einen Koffer transportieren, weil das Boot ja schon voll war.

So sass ich am Rhein – an stillem, ruhigen Ort – und fand mich verstrickt in widersprüchlichen Gefühlen. Die ganze Welt spiegelte.

Vielleicht könnte eine Kunstveranstaltung etwas von diesen vielen Facetten auffangen? So habe ich wohl mit Erzählungen den Kunstschaaffenden geantwortet, die wir dann eingeladen haben, für diesen Ort Arbeiten zu entwickeln. Das war im Frühjahr 2012, und seither hat alles, was Sie hier sehen, hören, bedenken und geniessen können, langsam an Form gewonnen.

Tagesprogramm

- 18 Uhr
Preview
Begrüssung bei der Schiffplände
- 18–20 Uhr
Langzeitperformance
von Heinrich Lüber im Seerhein
- 18.30 Uhr
Gruppenfoto am Landungssteg
- 19–20 Uhr
Ausstellung Haus Hecht
Apéro im Frühstückszimmer
- 20 Uhr
von Emanuel (in der Handschrift von Clärle), Performance
von Andrea Saemann im Bodmanhaus

Volkslied

Johann Hus in Costnitz, 1917

O Johannes Hus!
Armer Dominus!
Seufzest Ah und Weh,
Armer Domine!

Wärst Du doch daheim geblieben!
Dein Geleit war falsch geschrieben,
Ob's der Kaiser selbst verspricht,
Hält'man's doch dem Ketzer nicht.



1

Hecht an der Grenze
Ausstellung, Hotel, Performance
Gottlieben 21.–30. März 2014

Der Hecht



Heute schön
2°/18°



Morgen feucht
6°/13°

Freitag 21. März

Bohumilov

Martin Chramosta Gottlieben ist ein alter Ort. Seine Gründung geht auf den Konstanzer Bischof Eberhard II. von Waldburg zurück, der dort eine Wasserburg erbauen liess. Die Burg steht heute noch. In ihrem Westturm wurde während des Konzils von Konstanz – welches heuer in einem grossangelegten Konziljahr sein 600. Jubiläum begeht – der tschechische Reformator Jan Hus vorübergehend gefangen gehalten. Man bezichtigte ihn der Ketzerei und verbrannte ihn in Konstanz. Infolgedessen brachen in Böhmen die Hussitenkriege aus. Sie sollten 20 Jahre wüten und brachten viel Leid über die betroffenen Gebiete. Die Hussitenkriege, Jan Hus und sein Schicksal sind im heutigen Tschechien noch immer wichtige, identitätsstiftende, historische Elemente.

Ich bin Tscheche, väterlicherseits, und aufgewachsen in der Schweiz. Als ich erfuhr, dass Jan Hus in der Burg Gottlieben vor seiner Hinrichtung festgehalten wurde, entschloss ich mich Gottlieben in seine tschechische Entsprechung umzubenennen: Bohumilov. Bohumil meint Gottlieb, und -ov ist eine slawische Endung, die für Ortsnamen benutzt wird. Bohumilov ist nun die zweite Gemeinde am Bodensee, die einen tschechischen Eigennamen erhält: Die Stadt tagte und auf deren Boden Hus' Hinrichtung erfolgte, heisst auf tschechisch Kostnice. Das tönt sehr ähnlich wie Konstanz, heisst aber in der Rückübersetzung «Beinhaus». Es handelt sich hier wohl um eine bewusste Verballhornung, um die aus tschechischer Warte unheilvolle Rolle der Stadt zu unterstreichen.

Die simple Geste der Übersetzung des Namens Gottlieben ins Tschechische erzählt von Versöhnung, posthumer Reklamierung christlicher Werte wie Gnade und Vergebung, aber auch von temporärer, territorialer Inbesitznahme: als Mahnmal, Irritation, Erinnerung – diesmal in die andere, geografische Richtung.

MIGROS
Kulturprozent

Kulturstiftung
des Kantons thurgau

Der Dank für die finanzielle Unterstützung
des Hechts an der Grenze geht an:



ERNST GÖHNER STIFTUNG



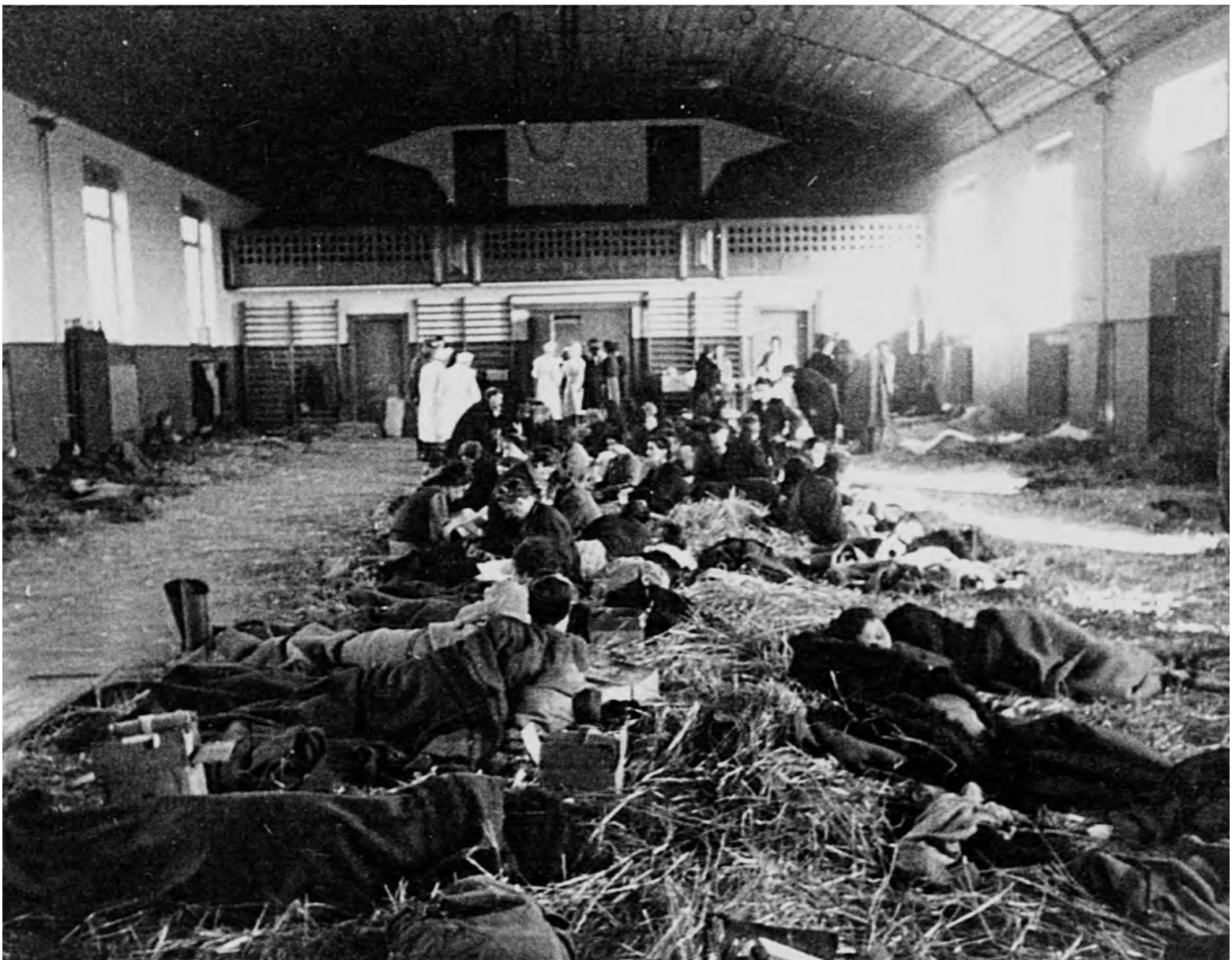
Kulturelles.bl
Kanton Basel-Landschaft
Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion

Stiftung Erna und
Curt Burgauer
und weitere Gönner

JOHNSON STIFTUNG
STANLEY THOMAS

PROVIDA

Sponsoring
Hotel Drachenburg
Waaghaus AG



10./11. April 1945
Der 1. Camions-Transport mit französischen Frauen, die als politische Gefangene in Deutschland waren, ist von Konstanz her angekommen. Die 290 Frauen werden in den beiden Turnhallen hospitalisiert.

Unwegbarkeiten 1. Teil

Andrea Zaumseil In einem der schönen, alten Hotelzimmer im Hecht an der Grenze, in Gottlieben, stehe ich am Fenster und schaue hinaus, vor mir der See-Rhein, dahinter Deutschland, das Wollmatinger Ried, ein weiter Himmel, Schilf, Weiden, Refugium der Vogelwelt, in der Ferne sehe ich die Vulkanberge des Hegau. Wolken türmen sich auf. Sie spiegeln sich im Wasser, das fast unmerklich fließt, das Bild vom auf die Erde heruntergeholtten Himmel verzerrt sich kaum auf der nur leicht gekräuselten Wasseroberfläche.

Ich blicke auf eine Staatsgrenze, die sich hier nicht zeigt, von der ich an dieser Stelle nur weiß. Wenige Kilometer weiter, zwischen Konstanz und Kreuzlingen, ist sie sichtbar. Rheinaufwärts kann ich die Ausläufer von Konstanz sehen. Ich habe diese Grenze unzählige Male passiert, seit ich denken kann. Ich bin auf der anderen Seite des Sees aufgewachsen.

Wenn ich als Kind versonnen am Küchentisch saß und in eine nicht definierte Ferne sah, fragte meine Grossmutter oft, halb mahnend, halb scherzend: «luegsch wiedr ind Schweiz?» Das blieb mir als Ausdruck, den ich nirgends sonst fand. Ich weiß bis heute nicht, ob das ein innerfamiliärer Satz ist, oder ob er verbreitet war als Synonym für's Tagträumen, für's sich Fortträumen.

Ich verbinde diesen Satz auch nur mit dieser einen, sich oft wiederholenden Situation, am Küchentisch, hinausschauend, keinesfalls die Schweiz sehend, sondern Hecken, Bäume und die Häuser und Gärten der Nachbarschaft. Nur die Richtung stimmte. Wenn man in diese Richtung lief, man zum Seeufer kam, konnte man hinüber schauen in die Schweiz, ans andere Ufer.

Ich erinnere mich an das ewige, jeden Tag andere und neue Schauspiel von wechselndem Licht am See, von Schatten, Farben, Bewegtheit, Wildheit, Stille, von Spiegelungen, Lockung, Bedrohung, Klarheit, Abgrund. Der See war immer Bezugspunkt, war immer auch ein allumfassendes Gegenüber. Der See selber markierte eine Grenze, am anderen Ufer war ein anderes Land, eine andere Landschaft, waren die Berge. Und diese Berge waren manchmal zum Greifen nah und dann wieder verschwunden. In wolkenverhangenen Zeiten war letzteres nicht verwunderlich, aber dass sie selbst an sonnigen Tagen vom leichtesten Dunst verschluckt werden konnten, hatte etwas Magisches, das nie seine Faszination verlor. Wenn sie aber da waren, die Berge, wenn sie nah rückten, sich in den freien Blick schoben, dann war ihr Anblick immer wieder Sensation, die sich nie erschöpfte. Dahinter lag ein mir unbekannter Raum.

Der bot sich an als Projektionsfläche, war Verheißung, provozierte Träume, löste Imagination aus. IND SCHWEIZ LUEGE. Vielleicht konnte ich deshalb Künstlerin werden. (Fortsetzung folgt)

Kurzportrait: Lisa Raduner, diplomierte Bäuerin und Landwirtin

Aufgewachsen ist Lisa Raduner in Horn, einem Dorf am Bodensee an der Strasse zwischen Arbon und Rorschach. Ihr Vater sei ein Gentsleman-Farmer gewesen. Nein, kein Engländer. Dies meine nur, dass es ihm nicht erlaubt war, sich ganz der Landwirtschaft zu widmen, so dass er den Bauernhof nebenamtlich mit Angestellten betreiben habe. Sie selbst sei schon als Kind immer beim Anblick einer Kuh stehen geblieben. Es hat sie alles interessiert an diesen Tieren und dem wollte sie nachgehen. Deshalb hat sie nicht nur das bäuerliche Haushalten gelernt, sondern zuerst auch Ackerbau und Tierhaltung studiert, an verschiedenen Orten gearbeitet und zehn Jahre mit ihrem Mann einen Bauernhof in Tägerwilen geführt. Später arbeitete sie in der Zertifizierung von Bio-Produkten, in der Kontrolle und Zertifizierung von geschützten Ursprungsbezeichnungen und heute hat sie eine Teilzeitstelle beim Landwirtschaftsamt des Kantons. Da überprüft sie bei Bauernbetrieben, inwieweit diese den Anforderungen für Direktzahlungen des Kantons entsprechen.

Über diverse Umwege ist Lisa Raduner nach Gottlieben gekommen, wo sie seit 1997 wohnt. Letztes Jahr wurde sie in den Gemeinderat gewählt und ist unter anderem für das Ressort Kultur verantwortlich. Dies habe sie übernommen, weil es gerade vakant war, und ihr Kultur nicht «gleich» sei. Neben Natur, Botanik, Bewegung und Reisen ist es das Fotografieren, was sie umtreibt. Irgendeine Kamera ist immer dabei. Auch wenn sie rennen geht. Auch wenn sie mit Fahrrad oder Auto unterwegs ist. Nein, ihre Bilder ausgestellt habe sie noch nie, höchstens verschenkt. Sie meint, bald wäre die Zeit reif dafür.

Was Performance Kunst sei, kann sie nicht sagen. Sie sei noch nie bei einer Performance gewesen, oder wenn, dann hätte sie nicht gewusst, dass dies Performance sei. Sie mag zum Beispiel das Museum für Gestaltung in Zürich und Ausstellungen über Objekte und Alltag und Design. Betritt sie ein Hotel, interessiert sie neben der gästlichen Atmosphäre vor allem auch die Gestaltung der Räume, die Inneneinrichtung, wie es sich darstellt und zu einem Gesamtwerk fügt oder nicht. In Hotels lässt sie sich am liebsten wohnen, es geht um Wohlfühl.

Ihr Partner ist Hobbyfischer und geht regelmässig mit Boot und Angel auf's Wasser. Im Seerhein ist es Fischen im Besitz der Kantonalen Fischerkarte erlaubt, zwei Hechte pro Tag zu fischen. Wirklich grosse Hechte zu fangen passiert jedoch selten, das ist dann wirklich eine grosse Sache und kommt nicht jedes Jahr vor. Freunde kommen dann manchmal zu Besuch und führen ihren Fang vor. Lisa Raduner zeigt mit den Händen, wie lang die Fische sind. Die Tischbreite reicht nicht, die Hände greifen über die Kanten hinaus.

Grenzen sind absurd und nicht relevant, meint Lisa Raduner. Hüben wie drüben sind alles nur Menschen. Die menschliche Grundstruktur, überall gleich. Die Grenze wird nur im Kopf gezogen. Sie macht da nicht mit, bei dieser Linie, die das eine vom anderen unterscheidet will. (Andrea Saemann)



forum andere musik	482'284'800 > RESET
1	Programm 2014 RASTERN, SCHICHTEN, VERSCHIEBEN
Sa 10. Mai 2014 Theaterwerkstatt Gleis 5, Frauenfeld	Christoph Stiefel Inner Language Trio / Gabriela Berger, Lukas Bandilli, Videoinstallation / Barbara Benary, Komposition / Peter Gallin, Kommentar
2	ERKENNEN, ERZÄHLEN, ERAHNEN
Sa 24. Mai 2014 Bibliothek Kloster Fischingen, Fischingen	Heinrich Ignaz Franz Biber: Rosenkranz-Sonaten (1676); Renate Steinmann, Violine; Jermaine Sprosse, Cembalo, Orgel; Vinicius Pérez, Laute; Martin Zeller, Viola da Gamba / Evelina Cajacob, Videoinstallation / Elisabeth Nembrini, Lichtinstallation / Corinne Holtz, Kommentar
3	UNTERSCHIEDEN, VERBINDEN, ORDNEN
Sa 21. Juni 2014 Hankturm, Aadorf	Kompositionen von Tom Johnson, Karlheinz Stockhausen, Robert Schumann: «to whom it may concern» / Zsuzsanna Gahse, Lesung «Donauwürfel» / Andrea Saemann, Performance «mit Primzahlen»
Bar 19 Uhr, Beginn 19.30 Uhr weitere Informationen unter www.forumanderemusik.ch	

Streifzüge in Hotels 1. Teil

Cécile Hummel Hotel – dabei denken die einen an die immensen Paläste in Grosstädten oder an mondänen Ferienorten. Das schwungvolle An- und Abreisen von eleganten Menschen und Koffern durch Drehtüren klingt an, eine vielmehr stimmige Betriebsamkeit in der Eingangshalle, weitläufige Speiseräume und rauschende Bälle – Szenen, die man aus den Filmen der 20er-Jahren kennt. Andere denken an die moderne Variante: Betonarchitekturen aus den 60er- und 70er-Jahren, preiswerte Familien- oder Stadthotels, womöglich im Heimatstil eingerichtet und in den Zimmern mit Fototapete und Fernsehapparat ausgestattet. Vielleicht geistern in den Köpfen der 68er-Generation noch jene düsteren Absteigen und Unterkünfte in Paris und anderswo herum, deren schmutzige Spannteppiche man ohne Schuhe nicht gerne betritt und deren abgestandener Geruch unverwechselbar bleibt. Alle sind sie bereits Geschichte oder Fiktion in einem sich rasch vollziehenden Wandel von der einstigen Hotellerie hin zu neuen Formen.

Kaskaden von Fotos auswechselbarer Hotelanlagen mit Swimmingpool, Wellness und Biomassage lassen sich im Internet abrufen. Vom Discountsegment bis zum Deluxe-Arrangement eröffnet sich, individuell oder in Gruppen, ein Kosmos für Freizeit und Feriengäste.

Verlassen wir einmal diese reale Welt, um in jene der Literaten hinüberzuwechseln und uns als Gäste in den Beschreibungen einiger Autoren durch deren erinnerte Hotelräume zu bewegen. Für manche waren es Zufluchtsorte, dienten als Arbeits- und Wohnräume, Herbergen für Wochen, Monate und Jahre, manchmal gar als Sterbeorte. Die Beschreibungen der äusseren Erscheinung verraten gleichzeitig viel über die Zeit, die Gesellschaft, das Leben. Der Blick auf diese halbprivate Welt und Bühne, die alle Dramen und Komödien erst möglich macht, ist vielfältig und doch ähnlich.

Der heute vollkommen vergessene Kolumnist Hans Kafka, nicht zu verwechseln mit Franz Kafka, schrieb in einem Zeitungsartikel 1928 mit dem Titel: «Die Stadt und die Welt. Gang durch ein grosses Hotel»:

«Man geht, durch eine Drehtüre, ein paar Schritte weiter. Da hat Berlin schon aufgehört. Man sieht mit eigenen Augen das kleine Modell so

einer utopistischen Weltstadt, in der für Leute aus aller Herren Länder Speise, Trank, Erotik, Schlaf, Toilette, Arbeitsmöglichkeiten, Lektüre und Vergnügen bereitgestellt ist, ohne dass sich auch nur ein einziger von den vielen Verschiedenen dabei ungewohnt fühlte. Da muss es ungefähr gelungen sein, die Durchschnittsform der internationalen Bedürfnisse zu finden oder zu konstruieren. Eine kleine Stadt inmitten der Grossstadt, isoliert und selbstständig, ein Haus, das auf kein anderes angewiesen ist und ebenso gut allein auf weiter Flur existieren könnte [...]»

Für das Kind, das in Gottlieben aufwächst, verbindet sich mit dem Wort «Hotel» das Bild einer grossen Eichen-türe, deren zwei Flügel mit geschnitzten Aposteln geschmückt sind. Es sind die beiden Torhüter zu einer geheimen Welt, die sich mit einem Zauberwort leise knarrend gerade mal eine Handbreite weit öffnen lässt. Dahinter ist es dunkel und ein dämmriger Raum lässt sich nach und nach in seinen Konturen erkennen. Wenn der kleine Kopf erst einmal durch den Spalt gedrückt ist, schlüpft es hinein.

Hier, in der grünen Halle, gibt es viele etwas unheimliche Dinge, schwere Sessel mit steifen gotischen Lehnen aus dunklem Eichenholz, die sich wie grimmige Fürsten um einen ebenso schweren Tisch gruppieren. Auch die Bilder sind dunkel und schwer, zu erwähnen das Salomonische Urteil in goldenem Rahmen: eine Frau kniet flehend vor dem Thron des Königs am Boden, während rechterhand ein Soldat in römischer Rüstung ein nacktes, auffällig weiss gemaltes Knäblein kopfüber am Fussgelenk hält und zum Zuschlagen ausholt. Es mit blankem Schwert spalten – mittendurch, das ist seine unzweifelhafte Absicht. Vom dunklen Hintergrund hebt sich düster eine stehende Frau ab, die in ihren Armen ein (bereits) totes Kind trägt. Und was soll dieser mächtige König auf dem Thron bedeuten, der solch schreckliche Befehle gibt? Er wird Gnade üben – man weiss es und doch bleibt die Beklemmung da.

Das Kind wendet sich fasziniert und mit Schauer ab. Da gibt es noch ein unheimliches Bild, ganz hinten in der verschatteten Ecke. Es stellt die Versuchung des heiligen Antonius dar. Vor einer steinernen Brüstung

stehen sich ein betender Mann in Mönchsgewand und ein bewaffneter Engel gegenüber. Die pflanzenumrankte Balustrade gibt den Blick auf eine Landschaft frei. Dort wandert der Blick den akribischen Details entlang, um in den Hecken an dunkelster Stelle plötzlich zwei funkelnde Augen in einem teuflischen Gesicht zu entdecken. Erschrocken weicht das Kind zurück und kommt doch wie unter geheimnisvollem Zwang nicht umhin, das schreckliche Gesicht immer wieder aufs Neue zu suchen und zu finden.

Der flauschig grüne Teppich, der dem Raum seinen Namen gab, stand beim grossen Hochwasser 1999 einen Meter tief unter Wasser und schimmerte wie Seetang unter der Oberfläche hervor. Durch die niedrigen Fenster schwamm ein Schwanenpaar herein. Dieses starke Bild bleibt dem Ort wie ein Gespenst eingepägt und ist beim Eintreten von Zeit zu Zeit sichtbar. Das Meergras wurde entfernt und durch dunkel polierte Steinplatten ersetzt, die der Feuchtigkeit besser trotzen.

Wie überall im Haus gibt es auch hier alte Uhren. Sie gehen selten und zeigen die Zeit, wenn überhaupt, nach eigenwilligem Rhythmus. In der grünen Halle steht eine schlanke Standuhr, die mit ihren filigran geschnitzten Türmchen und Zwickeln aussieht, wie ein gotischer Kirchturm. In ihrem Gehäuse aus Glas hängt an einem langen Stab befestigt die Mondscheibe. Gemähmert aus Messing und doch matt schimmernd ruht sie – die Zeit steht hier ungestört still.

In Joseph Roths Roman «Hotel Savoy» beschreibt er, wie in jedem Stockwerk des Hotels Uhren hingen, deren Zeit voneinander abwich, dies aus folgendem Grund:

«Die im sechsten Stockwerk zeigte sieben Uhr und zehn Minuten, hier ist es sieben Uhr, und im vierten Stock sind es zehn Minuten weniger. Über den Quadersteinen des dritten Stockwerks liegen dunkelrote, grünesäumte Teppiche, man hörte seine Schritte nicht mehr. Die Zimmernummern sind nicht an die Türen gemalt, sondern auf ovalen Porzellantäfelchen angebracht. [...] Hier wohnen die Reichen, und [der Hotelbesitzer], der Schlaue, lässt absichtlich die Uhren zurückgehen, weil die Reichen Zeit haben.»

Die Erkundung durch das verschlungene Labyrinth führt über knarrende und federnde Stufen, steile und flache Treppen hinauf und hinunter, entlang fluchtartiger Gänge und um verwinkelte Ecken, in Hallen und Säle, zu Kammern und Hinterzimmern, Abstellräumen, Kellern und Estrichen.

Die Räume tragen Namen, deren Herkunft der Geschichte und der Gewohnheit entsprungen dem Kind seltsam im Ohr klingen und die im Spiel und der Inbesitznahme manchmal abgewandelt und neu erfunden werden: Der Rittersaal, der linke Erker und das blaue Stübli, die Rheineck-Bar, die Fischerstube und das Buurestübli, das alte Steinhaus und der Hecht. Hinter den Kulissen tauchen die Lingerie, das Economa (ob es wohl vom Wort *économe* = häuslicherisch herzuleiten ist?), das Mis en Place im Waaghaus Office, die Patisserie, der kalte Frigor auf.

Die Küchen mit ihren zahlreichen Räumen und Unterteilungen, Herden, Öfen und Friteusen, die Dampf und Feuer speien und rot glühen, sind eine Entdeckungsreise für sich, die man nur zu bestimmten stillen Zeiten wagen kann.

Georg Perec beschreibt in «Träumen von Räumen», die 200 Hotels, in denen er übernachtet hat, akribisch auf und stellt sich dabei die Fragen: «Was heisst das, ein Zimmer bewohnen? Heisst einen Ort bewohnen, ihn sich aneignen? Was heisst, sich einen Ort aneignen? Ab wann wird der Ort wirklich der Ihre? Ist es der Fall, wenn man seine drei Paar Socken in einer rosaroten Plastikschüssel eingeweicht hat?»

Der Raum spielt für ihn dabei eine ähnliche Rolle, wie die Madeleines bei Proust, dem er mit diesem Projekt seine Referenz erweist.

«In einer kleinen Anzahl der Zimmer habe ich mehrere Monate, mehrere Jahre verbracht; in den meisten habe ich nur einige Tage oder einige Stunden verbracht; es ist vielleicht tollkühn von mir zu behaupten, dass ich mich an jedes einzelne zu erinnern vermag: welches Motiv hatte die Tapete jenes Hotelzimmers im Lion d'Or in Saint Chély d'Apcher. (...) Aber selbstverständlich erwarte ich von diesen wieder aufgetauchten Erinnerungen an diese Ein-tagszimmer die allergrössten Offenbarungen.» (Fortsetzung folgt)

Ihr Boot.
Ihre Crew.
Ihre Marina.
Brunnet-Grimm AG
Espanenstrasse 9
CH-8274 Gottlieben
Tel.: +41(0)71-669 11 77
Fax: +41(0)71-669 15 56
www.brunnet-grimm.ch

3 Gang CHF 32.-
2 Gang CHF 28.-

Nachspeise
Zwetschgen
Sorbet

Tartar Sauce
Petersilien-
Kartoffeln

Hauptgang
Zander-Knusperli
mit Zitrone

Grapefruits-Filets
und

Vorspeise
Blattsalat
mit
Avocado

Tagesmenu